Über Brüchigkeit der gesellschaftliche Toleranz : ein Kommentar

Autor(en): **Dannecker, Martin**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Hebamme.ch = Sage-femme.ch = Levatrice.ch = Spendrera.ch**

Band (Jahr): **112 (2014)**

Heft 5

PDF erstellt am: **05.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-949285

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Über die Brüchigkeit der gesellschaftlichen Toleranz – ein Kommentar

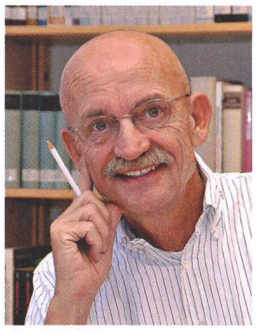
Martin Dannecker, Berlin (D)

Die deutsche Bundeskanzlerin, die hartnäckig an ihrer ablehnenden Haltung zum Adoptionsrecht für lesbische Frauen und schwule Männer festhält, gratuliert dem ehemaligen Profifussballer Thomas Hitzlsperger nach dessen Interview in der Wochenzeitung «Die Zeit», in dem er Anfang dieses Jahres die Öffentlichkeit darüber informierte, dass er lieber mit einem Mann zusammenleben möchte – als ob Hitzlsperger Geburtstag gehabt hätte. In Frankreich rottet sich nach der parlamentarischen Verabschiedung der von der sozialistischen Regierung durchgesetzten «Homo-Ehe» ein homophober Mob zusammen, der die traditionelle Familie in Gefahr sieht. In England und Wales wurden dieser Tage die ersten Ehen von lesbischen Frauen und schwulen Männern geschlossen. Auf den Weg gebracht wurde das entsprechende Gesetz durch eine Koalition aus Konservativen und Liberalen. Der Widerstand gegen die von Premierminister David Cameron begeistert gefeierte rechtliche Gleichstellung von Schwulen und Lesben ist in Grossbritannien vergleichsweise milde ausgefallen. In Baden-Württemberg, wo nach den Bildungsplänen der Landesregierung fächerübergreifend über homosexuelle, bisexuelle und transgender Lebensformen informiert werden soll, um für diese Akzeptanz zu schaffen, wurde eine Online-Petition lanciert, um das zu verhindern. In der Schweiz soll eine Volksabstimmung darüber befinden, ob die Ehe als eine für Männer und Frauen reservierte Institution in der Verfassung verankert wird.

Diese Schlaglichter auf die europäische Landschaft zeigen, wie disparat es im Hinblick auf die Rechte von lesbischen Frauen und schwulen Männern in diesem Kulturkreis zugeht. Vor allem am vollen Adoptionsrecht entzündet sich die Debatte. Dabei ist das Argument, dass Kinder zu ihrer gedeihlichen Entwicklung in einer traditionellen Familie aufwachsen sollten, schon längst obsolet. Denn nicht wenige Kinder wachsen seit geraumer Zeit unter heterosexuellen Vorzeichen nicht innerhalb einer traditionellen Familie, sondern in Patchworkfamilien heran oder allein mit ihren Müttern oder Vätern. Auch ist längst bekannt, dass die traditionelle Familie keineswegs ein Garant für eine gedeihliche und ungestörte Kindheit ist. Nicht mehr ganz unbekannt ist inzwischen auch, dass sogenannte Regenbogenfamilien ein ebenso guter Ort für Kinder sein können wie Familien anderer Art.

Was sich am Widerstand gegen die volle rechtliche Gleichstellung von schwulen und lesbischen Beziehungen mit der Ehe ablesen lässt, ist die Brüchigkeit der in den vergangenen Jahren scheinbar durchgesetzten gesellschaftlichen Toleranz gegenüber sexuellen und geschlechtlichen Minderheiten. Diese Toleranz war, wie sich jetzt herausstellt, für viele konservativ gestimmte Heterosexuelle nicht mehr als ein kündbares Duldungsverhältnis, das darauf baute, dass es die Schwulen und Lesben mit ihrem Anspruch auf Anerkennung nicht gar zu weit treiben würden. Jetzt aber, wo die Forderung nach einer völligen rechtlichen Gleichstellung immer entschiedener erhoben wird und die Toleranz durch Akzeptanz abgelöst werden soll, wird offenbar, dass diese Form der Toleranz die Anerkennung anderer Sexualitäten und Lebensformen nie im Sinn hatte. Das Schnittmuster dafür liefert die katholische Kirche, die nach ihrer nach wie vor gültigen Lehre Schwule nur duldet, wenn sie ihre Sexualität nicht oder wenigstens mit gesenktem Haupt leben.

Nun kann man sich natürlich fragen – und einige Kritiker der Forderung nach einer «Homo-Ehe» aus den Reihen der Schwulen- und Lesbenbewegung haben das auch getan –, ob hinter dem Verlangen nach dem Recht auf Eheschliessung und Adoption nicht eine undurchschaute



Martin Dannecker Dr. phil., war bis 2005 Professor und stellvertretender Direktor am Institut für Sexualwissenschaft der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Seine Forschungsschwerpunkte lagen auf den Gebieten männliche Homosexualität, HIV/Aids, Geschlechtsidentität und sexuelle Orientierungen. Gegenwärtig forscht er über Sexualität im Internet. Zu diesen und anderen Themen liegen von ihm zahlreiche Publikationen vor. Martin Dannecker war lange Jahre Mitglied des Vorstands der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung und ist Mitherausgeber der im Psychosozial-Verlag erscheinenden «Beiträge zur Sexualforschung».

Anpassung an die Heteronormativität steht. Von diesen Kritikern wird die Befürchtung geäussert, dass nach der Durchsetzung der Ehe für Schwule und Lesben die Ehe auch unter diesen normativ zu einer besseren Lebensform erhoben werden könnte. Das könnte dazu führen, dass andere unter schwulen Männern und lesbischen Frauen verbreitete Lebensformen als fragwürdig angesehen oder sogar diskreditiert werden. Diese Befürchtung ist deshalb nicht von der Hand zu weisen, weil sich in der Geschichte der Homosexuellenbewegung immer wieder gezeigt hat, dass die von den gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen besonders stark abweichenden schwulen Lebensformen oder Verhaltensweisen von den Homosexuellen selber exkludiert wurden. Deshalb ist die Möglichkeit auch nicht ganz ausgeschlossen, dass statt der von Schwulen und Lesben so häufig beschworenen sexuellen Vielfalt im Zuge ihrer Forderung nach der Durchsetzung der «Homo-Ehe» sich eine an dieser orientierte Eindimensionalität der angestrebten und als gelungen angesehenen Lebensform herausstellt.

Tatsächlich mussten die in einer Paarbeziehung lebenden Homosexuellen bislang immer nachweisen, dass ihre Beziehungen dem Ideal einer sich gegenseitig achtenden Liebe entsprechen. Heterosexuellen Paaren wurde das Erreichen dieses Ideals zuerst einmal zugestanden. Sie mögen an diesem Ideal scheitern, aber ihnen wird konzediert, dass sie sich von ihm leiten lassen. Vor allem von schwulen Männern wurde, wegen des von einigen von ihnen gepflegten sexuellen Lebensstils, häufig behauptet – und das keineswegs nur an Stammtischen –, sie seien nicht liebes- und beziehungsfähig. Es ist deshalb auch nicht überraschend, wenn gerade sie die Forderung nach einer gleichberechtigten Ehe gleichsam mit dem Nachweis verbinden, dass auch sie liebend und verantwortungsvoll füreinander einstehen. Damit aber zeigen sie nur, wie tief verstört die Psychopathologisierung ihrer Sexualität und ihrer Liebesbeziehungen sie zurückgelassen hat. Denn diese hatte ihnen ja genau das abgesprochen, was sie jetzt mit der Forderung nach einer Eheschliessung auch für sich nachzuweisen versuchen, nämlich liebesfähig, beziehungsfähig und verantwortungsvoll zu sein. Das waren homosexuelle Männer und lesbische Frauen aber schon immer, auch wenn sich vor allem die Sexual- und Liebesbeziehungen der homosexuellen Männer von dem normativen heterosexuellen Muster unterschieden.

Es geht bei der Forderung nach der «Homo-Ehe» demnach nicht nur um die rechtliche Gleichstellung, gegen die kein vernünftiger Mensch etwas einzuwenden vermag. Einer Gruppe, die bis vor kurzem wegen ihrer sexuellen Orientierung von der Eheschliessung und der mit ihr einhergehenden symbolischen Bedeutung ausgeschlossen wurde, muss es bei ihrer Forderung nach der Ehe zwangsläufig auch für sie um mehr gehen als um die rechtliche Gleichstellung. Die bisherige Aberkennung des Eherechts für schwule Männer und lesbische Frauen führte dann auch paradoxerweise dazu, dass die Eheschliessung für diese eine grössere psychologische Bedeutung hat, als sie das inzwischen für heterosexuelle Männer und Frauen hat. Abzulesen ist das an den Bildern, die nach den ersten Eheschliessungen von schwulen Männern und lesbischen Frauen aus den Ländern, die dieses Recht eingeräumt haben, in die Welt geschickt werden. Diesen Bildern eignet durchaus etwas Demonstratives. Aber man sollte sich darüber nicht mokieren, sondern im Kopf behalten, dass die demonstrative Zurschaustellung schwuler und lesbischer Eheschliessungen in den Medien auf jene zurückgehen, die die Ehe für schwule und lesbische Menschen für ein Unding halten bzw. gehalten haben.

Abgesehen davon muten die Bilder, die von schwulen und lesbischen Eheschliessungen in den Medien auftauchen, aber in höchstem Mass heterosexuell an. Auf diesen sind zwar zwei Frauen oder zwei Männer zu sehen. Aber ansonsten wirken sie so, als ob sie von einer heterosexuellen Heiratsagentur in Szene gesetzt worden wären. Jedenfalls in der Regel. Oft reicht es nicht einmal zur ironischen Brechung der traditionellen Eheschliessungszeremonien. Diese Kopien traditioneller Zeremonien durch homosexuelle und lesbische Paare kommen meines Erachtens dadurch zustande, dass es diesen zuvor nicht gelungen ist, Formen zu finden, die nach innen (für das Paar) und nach aussen (für die FreundInnen und Familienmitglieder) symbolisieren, dass sie es auch ohne Ehe ernst miteinander meinen. Warum nur braucht es den Akt der Verpartnerung oder der Eheschliessung, um aus der Liebe, die schwule Männer oder lesbische Frauen füreinander empfinden, ein Fest zu machen, zu dem Freundinnen und Freunde, Geschwister, Väter und Mütter eingeladen werden? Die gleiche Frage kann man sich auch für nichtverheiratete heterosexuelle Paare stellen. Denn auch diese haben keine Form gefunden, die ihre Liebe zugleich nach innen und aussen als dauerhaft gemeint akzentuiert. Obwohl unverheiratete Paare, gleich ob homo- oder heterosexuell, schon längst eine gesellschaftliche Selbstverständlichkeit sind, feiern sie ihre Beziehung öffentlich erst im Moment ihrer staatlichen Legitimierung. Das ist eine durchaus merkwürdige gesellschaftliche Praxis, deren Bedeutung entschlüsselt werden sollte, weil sie nach wie vor etwas über den unterschiedlichen Rang von «Beziehungen mit und ohne Trauschein» aussagt.

Eines aber dürfte durch die Reaktionen auf die Einführung der «Homo-Ehe» in Frankreich und die zahlreichen homophoben Aktionen anderenorts, zu denen nach wie vor auch die antihomosexuelle Gewalt gehört, klar geworden sein: Durch die Anerkennung von Schwulen und Lesben als rechtlich Gleiche ist die gleiche Gültigkeit dieser Sexualformen im psychischen Haushalt der Mehrheit noch lange nicht durchgesetzt und die Diskriminierungen sind keineswegs abgetragen. Dass diese in der Regel subtiler geworden sind und die Homophobie tiefer verdrängt wurde als zuvor, ist freilich unzweifelhaft. Gerade das macht es aber schwer, sie zu erkennen und sowohl politisch als auch individuell adäquat auf sie zu reagieren. Nicht auszuschliessen ist nach wie vor auch eine Wiederkehr des Verdrängten als offene Homosexuellenfeindlichkeit, wie wir sie gerade in Russland und in einigen anderen Ländern der Welt beobachten.